

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 29 (1947)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erscheint auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einschaltungen auf Postgebühren-Ronto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereins

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Anfertiger-Adresse: Hauptstr. 11, 2. Stock, 8001 Zürich 2, Telefon 27 29 75, Telefax-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Schweizerische Druckerei AG, Telefon 22 52, Telefax-Ronto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die durchschnittliche Anzeigenzeile oder auch deren Raum 15 Sp. für die Schweiz, 30 Sp. für das Ausland / Kleinanzeigen: Schweiz 45 Sp., Ausland 75 Sp. / Briefkasten Nr. 60 Sp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate — Inseratenchluss Montag abends

Etwas über den Haß, die Angst und die Liebe

Von Dr. med. phil. E. Liefmann (Zürich)

In den Beziehungen der Völker zueinander spielt auch heute noch, 1½ Jahr nach dem 2. Weltkrieg, der Haß eine große Rolle. Herrscht noch soviel Haß in der Welt, weil der Friede noch nicht geschlossen ist und die Menschen der Nachkriegs- und Überkriegszeit schwer leiden? Oder kann der Friede deshalb vielleicht nicht geschlossen werden, weil der Haß das Nechtesgefühl der Menschen noch zu sehr verdunkelt? Beides mag richtig sein. Jedenfalls ist die Atmosphäre, in der die Menschheit lebt noch immer mit der Leidenschaft des Hasses geladen. Oft freilich handelt es sich mehr um eine feiner Vorstufe: das sich harmlos gebärdende Vorurteil, oder um Mißtrauen, um Neid — Vorurteile, die zum Haß führen können und in ihm den stärksten Ausdruck der Feindseligkeit des Menschen zum Mitmenschen finden. Wir möchten jene Vorurteile auch als „kleinen Haß“ bezeichnen. Wenn wir nachdenken, so wird es uns deutlich, wie sehr wir alle in diesem „kleinen Haß“ gefangen sind und wie er sich in unserem Denken eingestrichelt hat. Wir wollen hier keine Beispiele anführen und nur an eines erinnern: an das Schicksal der Flüchtlinge in aller Welt und was der kleine, wie allerdings auch der große Haß an ihnen verübt, verurteilt, verachtet — was er angereicht hat.

Was ist der Haß für ein Phänomen? Kant bezeichnet ihn als eine aus sinnlicher Begierde entstehende Leidenschaft, die von der Vernunft nicht befreit wird. Sie ist nach ihm eine krankhafte Leidenschaft, weil sie die Herrschaft der Vernunft ausschließt, die nach Kant das Denken des gesunden Menschen bestimmt. Im Gegensatz zum Zorn ist der Haß ein Dauerzustand, wogegen der Zorn ein kurz verlaufender Affekt ist, der schnell verstirbt und dann auch in sein Gegenteil umschlagen kann. Der Zorn verlangt auf seinem Höhepunkt die Befriedigung des schädlich Befindlichen. Der Haß aber verlangt mehr — er verlangt nach Rache. Und selbst wenn der Haß erfüllt die Gefühle hat auslösen können, wenn sein Haß sich durch eine Atondehandlung gebrochen hat, so ist er trotzdem nicht völlig geschwunden. Es bleibt etwas zurück, das ist der Groll. Groll also kam unter Umständen der Endzustand eines Hasses, eines zur Ruhe gekommenen Hasses sein, der aber nur allzu leicht wieder erwachen und zu neuem Haß angereizt werden kann. Besonders aber ist dies der Fall, wenn der Haß kein Nechtesgefühl nicht befriedigen konnte. Dann schwellt er weiter einer vielleicht ruhigen Oberfläche weiter fort, um vulkanisch auszubrechen, wenn seine Stunde gekommen ist. Gift dies für die Beziehungen des einzelnen Menschen zu anderen, so gleichermaßen für die Beziehungen der Völker untereinander.

Alles dieses ist dem Menschen unserer Tage bekannt, der solche Haßgeplößen tausendfach erlebt hat und weiß, wie Haß und Groll heute unsägliche Seelen nicht zur Ruhe kommen lassen. Das gibt der Menschheit dieser Zeit ein Gefühl der Lebens-

unsicherheit, es erzeugt in den einzelnen Menschen eine seelische Gleichgewichtsstörung, die als Angst zu Tage tritt — Angst um die Unheimlichkeit des Daseins, wozu die Furcht tritt vor unbekannten Kräften, die unberechenbaren Mächten zur Verfügung stehen, denen er sich hilflos gegenüber sieht. Solche Kräfte sind den Menschen heute durch die Technik in einer Weise in die Hand gegeben, wie nie zuvor, denn sie vermögen in wenigen Augenblicken Tausende von Existenzen zu vernichten. In welcher Weise werden die Menschen sie fortan gebrauchen? Wir haben in zwei Weltkriegen kennen gelernt, was Macht bedeuten kann und die Auswirkungen jenes unheimlichen Wortes, daß Macht vor Recht geht. Aus dieser Furcht vor der Macht der Menschen erwacht jene Angst um die nackte Existenz. Eine Angst in Permanenz bedeutet Sorge und mit dem Dauerzustand der Sorge wächst der Haß gegen jene, die sie uns bereiten.

Wir haben auch in diesen zwei Weltkriegen erfahren, was eine Masse bedeuten kann, wenn ihr Macht gegeben ist. Der Massencharakter liegt der Großstädter unserer Tage schon im friedlichen Leben täglich gegenüber. Aber gebraucht haben die Masse bisher die Massen meist nur zu zerstörerischen Zwecken. Zwar hat gerade im letzten Krieg eine zerstörerisch eingestellte Heeresmasse eine zweite auf den Plan gerufen, die jene bekämpfte. Als diese nun Sieger blieb, da scheint es beinahe, als habe sie ihr eintziges Ideal vergessen, um nun ihrerseits im Gebrauch ihrer Macht selbstfüchtige Pläne zu verfolgen. Darum beginnen die Menschen nun zu zweifeln, ob es auch wirklich jene ideale Grundidee war, für die sie behauptet hatte, zu kämpfen — und des Mißtrauens ist kein Ende.

Die Gewalt der Masse haben auch jene kennen gelernt, die sich selbst einmal in einer Masse befinden haben und ihre verführerische Kraft empfinden. Sie bemerken, wie — in der Masse gefangen — ihre eigene Vernunft ausschließt, wie sie eingekerkert wurde in das Kollektivdenken und -fühlen der Masse, die sich von Schlagworten leiten läßt, wobei nicht die Vernunft, sondern primitive Instinkte Anlaß zu unberechtigten Reaktionen geben können. Wie der Einzelne trotz seiner Erfahrung dann zum entpersönlichen Kollektivmenschen wird und wie die Wirkung so unsehbar ist, daß ihr wenige widerstehen können. Auch das ist eine unheimliche Erfahrung, die der Mensch der Gegenwart von der Bedeutung der Masse Mensch gemacht hat und die auch wieder das Gefühl der Lebensangst herabsetzt und seine Lebensangst erhöht.

Wir leben also die Angst — die Lebensangst — ist der Mutterboden für den Haß, der von ihr genährt wird. Das ist die gefühlvolle Situation des Menschen von heute in einer Zeit, da der Krieg aus Ende gegangen ist. Was ist dagegen zu tun, um den Menschen aus diesem krankhaften Zustand zu befreien und ihm zur Gesundheit und zum Frieden zu verhelfen?

Indem wir uns um den Gegenpol der Angst und ihres Abkömmlings, den Haß, bemühen. Dieser Gegenpol besteht in dem Gefühl der Sicherheit, aus der allein das Vertrauen erwachsen kann, das von Angst und Haß befreit. Es ist aber nicht jene Sicherheit gemeint, die heute manche Staaten für sich fordern, die sich in diesem Verlangen nur um noch mehr Macht und Einfluß bemühen. Sondern es ist die Sicherheit des Vertrauens nicht in die eigene Macht sondern in den guten Willen des Anderen und dessen gute Gesinnung. Vertrauen selbst in denjenigen, den wir stärker und mächtiger wissen, als wir selbst es sind. Vertrauen, daß er seine Macht nicht selbstfüchtig verwenden wird, sondern dem Recht und der Gerechtigkeit zu dienen bereit ist.

Es scheint also, daß Angst und Haß nur vom Ethischen aus überwunden werden können. Sind aber ethische Gefühle instand, jene Leidenschaft des Hasses, die die Vernunft nicht kennt, auf die Dauer zu besiegen? Ist nicht zu befürchten, daß vor allem die Jugend, ohne größere Erfahrung und ohne noch geistige Grundkräfte, nicht wieder von neuem Massenideologien sich unterwerfen wird, wie wir es eben erst so erschreckend erlebt haben?

Vertrauen und damit Freundschaft bedürfen einer tieferen Verankerung, wenn sie fest bewahrt werden sollen und es erscheint uns dies nur möglich durch das Bekenntnis zur wahren Nächstenliebe wie sie wohl in der religiösen Sphäre allein einen festen Grund findet. Wir dürfen hier nicht den Fehler begehen, etwa von „christlicher Nächstenliebe“ zu sprechen. Die Christen haben kein Recht das Wort für sich und gar für sich allein in Anspruch zu nehmen. Das Gebot der Nächstenliebe, wie wir es in der Bibel finden, stammt zunächst aus dem Alten Testament. Aber, wer hat dieses alte Gebot richtig verstanden? Auch nicht diejenigen, die es nur für ihre Glaubensgenossen anwenden, die Juden nur für die Juden, die Katholiken nur für diese, u. s. w. Hätten Programme, Glaubenskriege, Herrenverbrüderungen und ähnliche Schandakten — bis zu den Auswüchsen des „kleinen Hasses“ — je vorkommen können, wenn die Menschheit jenem Gebot gefolgt wäre? Freilich ist den Christen die Schuld am meisten anzurechnen, denn ihnen war das höchste Beispiel der Nächstenliebe in der Gestalt Christi gegeben; sie haben von früher Jugend an das Wort von der Feindseligkeit gehört und von der Liebe die, so man sie nicht hat, den Menschen zu nichts nütze macht. Und trotzdem haben sie nicht danach gehandelt und immer wieder ihren eigenen Kindern das schlechte Beispiel gegeben. Sonst gäbe es auch heute nicht so viele, die sich vom Christentum abwenden und eine „Weltanschauung“ an seine Stelle setzen wollten.

Es ist vielfach gesagt worden, das Christentum verlange zu viel vom Menschen, denn der Haß sei den Menschen angeboren — homo homini lupus. Gewiß hat man dies durch Tausende von Jahren menschlicher Geschichte beobachten können. Aber mit der Macht, die die Technik heute gewonnen hat, scheint ein neuer Abschnitt der menschlichen Geschichte beginnen zu müssen. Entweder erkennt der Mensch, daß er die ihm zu Gebote stehenden technischen Mittel nicht zur Zerstörung verwenden darf, ohne daß diese Zerstörung ihn selbst mit in

Miss Margaret Bondfield

Die Schweizer Frauen werden die Freude haben in den kommenden Tagen den Besuch der Right Hon. Margaret Bondfield, der ehemaligen Arbeitsministerin Großbritanniens zu haben, und in verschiedenen Städten, so u. a. Basel, Bern und Genf den interessanten Ausführungen dieser erfahrenen Frau folgen zu dürfen.

Miss Bondfield ist das, was der Engländer a self-made woman nennt, und hat sich dank großer Intelligenz und eiserner Energie vom einfachen Bodenmadchen in eine der wichtigsten und verantwortungsvollsten staatlichen Stellen aufgearbeitet. Sie widmete sich schon früh der Organisation der Arbeiterinnen, wurde Sekretärin der englischen Confederation der Arbeiterinnen, stellte 1922 ihre Kandidatur auf als Vertreterin der Arbeiter in Northampton, wurde dann aber erst 1923 als erste Frau mit einer großen Mehrheit ins Parlament und ins Arbeitsministerium gewählt. Dann leitete sie als Chairman der Trade-Unions verschiedene Konferenzen und Zugungen und war mit ihrem gesunden, durch praktische Erfahrungen gereiften Urteil maßgebend bei vielen für die Arbeiterkraft wichtigen sozialen Maßnahmen. 1931 verlor die Labourpartei die Macht an die Konserverativen, und Miss Bondfield wurde nicht wiedergewählt. Aber sie arbeitete weiter für die Sache der Arbeiterpartei, machte große Vortragsreisen in Amerika, Mexiko, Kanada und 1941 betraute Minister Bevin sie mit der Wohnungsfürsorge der Arbeiter der Kriegsdienst.

1873 geboren, hat Miss Bondfield schon als ältere Frau die großen Strapazen des Krieges auf sich genommen und die an sie gestellten Anforderungen erfüllen können, dank einer wunderbaren Gesundheit und Leistungsfähigkeit und geistigen Elastizität mit welcher sie an jede Aufgabe geht, welche die Zeit an sie, oder sie selbst an sich stellt. Aus dieser Beweglichkeit heraus wird diese interessante Frau zu vielen Schweizerinnen sprechen, d. h. zu Frauen, denen man in gewissen großen Räten hohnlachend die Fähigkeit abspricht, und die Möglichkeit radikalisierten selber über Sinn und Zweck ihrer politischen Forderungen zu sprechen.

El. St.

D, du liebes Volk der Hirten!

den Abgrund reißt, oder die Menschheit wird sich selbst in einem Grade mittelst ihrer Kräfte begnügen, daß danach gang von selbst die der Mensch freundlich zum Mitmenschen stellen muß, weil er ihn zur Sicherung seiner Existenz braucht. Will die Menschheit diese nicht ausdehnende schreckliche Erfahrung vermeiden, so muß sie dem Haß ablagen. Und warum sollte sie es nicht können, selbst wenn tatsächlich der Haß bisher eine der Triebkräfte ihres Schicksals gewesen ist?

Denn es ist zu bedenken, daß der Mensch auch ein soziales Wesen ist, das des Mitmenschen bedarf. Es entwickelt sich immer dort, wo sich der Mensch von anderen befreundet und in seiner Existenz behindert sieht. Es ist aber durchaus nicht so, daß die Erde heute zu klein für ihre Bewohner gewor-

Nachdruck verboten

Michaëla

16

Ein Frauenstück

Von Oengard o. Faber du Fauc

Wenige Tage darauf war der erste März, doch der Winter wollte noch immer nicht weichen. Michaëla sah vom Boden aus einen kleinen Wäldchen vor der Türe stehen. Zufällig beobachtete sie, wie zwei Männer das kleine grüne Sofa Dr. Hübschers hinaufhoben. Dann kam der runde Tisch und der Spiegel.

Die Mädchen, die natürlich Michaëlas Besuch oben bemerkt hatten, redeten:

„Das ist wohl Michaëlas Freund, der auszieht. Wo geht es hin, Michaëla? Wollt ihr eigenen Eingang haben?“

Michaëla war bleich vor Befürchtung. Sie mußte nichts zu erwidern. Die Mädchen lachten und stichelten weiter. Seit der Geschichte mit dem Hut war Michaëla für sie eine andere geworden, es warnte sie nur, daß sie immer noch so geistlos und taub und nichts aus ihr herauszubekommen war.

An der Mittagstafel ging Michaëla hinauf und fand ihn im aussergewöhnlichen Zimmer in Hut und Mantel sitzen.

„Was ist denn los?“ fragte sie erschrocken.

„Ich kann die Miete hier doch nicht mehr aufbringen“, antwortete er. „Ich ziehe in eine billigere Wohnung und begnüge mich mit einem Zimmer. Ich kann doch nicht von Ihrem Geld leben. Ich ziehe wohl auch so weit fort, um Sie vor mir zu schützen. Ich will ver-

schwinden aus Ihrem Leben, untertauchen in die Nacht, in die ich gehöre.“

Sie fragte ihn, ob er nicht endlich bei der Aergernis gemein sei? Er schüttelte den Kopf. Ob er nicht zu gehen gedachte? Es habe doch keinen Sinn mehr. Auf ihr bittendes Drängen gab er doch endlich seine neue Adresse preis. Sie erschrak wie weit es draussen war.

„Mit Ihrem Geld kann ich eben den Umzug bestreiten. Ich mußte so handeln.“ — Dies war das letzte Gespräch in der alten Wohnung.

Michaëla war sehr bedrückt von diesem Allen. Sie wollte ihm helfen und mußte doch keinen Rat. Sobald sie es machen konnte, suchte sie ihn auf. Sie mußte mit der Trambahn durch die ganze Stadt fahren und dann noch ein langes Stück zu Fuß gehen. Endlich hatte sie die Straße gefunden. Er wohnte wieder neben den Speichern, aber diesmal in einem schlechten alten Haus, einer richtigen vermauerteten Mietskammer. Sie war traurig, seine hübschen Möbel nun so zusammengepackt in einem düsteren Raum zu sehen. Die geräucherten Vorhänge aus der alten Wohnung hielten ganz Bücher und Papiere lagen noch wilder durcheinander.

Er selbst kam ihr so elend vor wie noch nie.

„Es ist so kalt“, sagte sie. „Haben Sie nicht geheizt?“

An der alten Wohnung hatte er Zentralheizung.

„Ich habe keine Kohlen“, erklärte er. Sie knöpfte ihren Mantel zu und sagte:

„Sie müssen doch ein warmes Zimmer haben, wie sollten Sie sonst arbeiten.“

Sie suchte den nächsten Kohlenhändler und nahm ein Bündel Holz und einen Sack voll Kohlen gleich mit, das andere bestellte sie und zahlte es voraus. So besaß sie wieder bei ihm an. Erst kaufte der

Ofen und wollte nicht ziehen. Endlich brannte das Feuer. Es wurde warm. Sie ließ sich verpacken, daß er den Ofen nicht ausheizen lasse. Sie war ohne Hoffnung und verlor doch zu hoffen. Sie malte ihm eine neue Zukunft aus. Er mußte doch noch einmal Arzt werden, dann würde er auch wieder eine andere Wohnung haben. Dies hier sei nur ein Übergang.

Er aber sagte traurig:

„Kein Übergang, aber wohl ein Ausgang.“

Sie wollte ihn nicht verstanden haben und bestätigte:

„Ja, ein Ausgang zur besseren Zukunft. Ich will nichts mehr tun, bei Tag und bei Nacht, als beten: Gott schenke ihm die Kraft. Schenke ihm die Kraft.“

Er sah sie erstaunt an.

„Nur meine Mutter hat für mich gebetet, dann niemand mehr.“

Sie hätte ihm gern das Unglücksgeräde fortgenommen und sagte doch nicht, ihn danach zu fragen. Sie wollte bald, bald wiederkommen. Sie glaubte, er habe doch jetzt etwas mehr Hoffnung.

Auf dem heimweg nahm Michaëla wahr, daß sie ihre Hände wie etwas schüttend, wie etwas frugend ineinandergegriffen hielt. Ihre Hand, daß sie schon seit Tagen so ging, noch länger, seit sie Hermann Hübscher kannte.

Am folgenden Tage fehlte eines der Mädchen wegen Krankheit im Geschäft, die zweite schloß sich ihr an, und so tatete nun die gesamte Arbeit auf Michaëla und der Meisterin. Es gab anstrengende Überstunden am Morgen und am Abend, Michaëla konnte nicht daran denken, den weiten Weg hinaus zu machen. So ist ihm keine Flucht vor ihr, die so sein Umzug war, fast schon

gelingen. Ob er sich wohl heizt? Ob er sich sein Essen zurecht macht? Ob sich dort auch eine hübsche Nachbarin gefunden hat? Ob er arbeitet? Ja, das vor allem, ob es aufwärts geht? Sie schrieb ihm einen Brief. Sie bat ihn für sich zu sorgen, sie komme, sobald sie könne. Sie legte ihm wieder einen Schein ein, der sei nun für den Umzug bestimmt. Er solle zur Aergernis gehen, sie würde ihm gewiß einen Weg aus der Verwirrung zeigen, einen Weg, der wieder ins Leben hinausführe. Nach zwei Tagen kam ein Brief.

Dank. Unbegreiflich. Gute. Dank. Der neue Lebensstil, er möchte hoffen, möchte machen, er fühlt die Sonne der Liebe. Ich kann nichts verpacken, ich habe es zu oft schon verpacken und nicht gehalten, ich kann nichts verpacken, aber diese Tage sind gut, und doch ist mir so sehr bang. Der Stein, auf den die Sonne scheint mit ganzer Liebestaft, wenn er auch vergoldet steht, bleibt Stein. Zwar flackert das Feuer im Defekt, zwar brodet im Topfe das Sippelchen, doch ich bin allein, mir selber allein und werde es auch bis zum Ende sein. In meine so traurigen Gedanken flüstert eine Stimme: ein Mensch betet, betet für dich.“

Endlich waren die beiden Mädchen im Geschäft wieder hergestellt. Michaëla war vor Sorge selber fast krank geworden. Endlich konnte sie sich wieder auf den weiten Weg machen. Sie ging an einer halb mit Stein verpackten Miete entlang, wie sie in den Vorstädten häufig sind. Das letzte Mal war sie noch unter der hübschgerauten Schneedecke gelegen, heute war sie von jungem Grün durchwachsen. Mit Würstchen und Michaëla ein paar Gänseblümchen. Sie pflückte sie als

den ist. Gerade die Technik wird ihr gewiss viele neue Lebensmöglichkeiten eröffnen, wenn sie zu friedlichen Zwecken gebraucht wird. Dies ist allerdings nur möglich, wenn der Mensch Vertrauen zum Mitmenschen und zu seinem Tun gewinnt. Wenn brüderliche Liebe, Hoffnung und Angst überwinden, das macht einmütig, Brüderlichkeit verbindet. Also bedarf der Mensch als soziales Wesen der Brüderlichkeit. Aber mehr als das.

Dem Menschen ist ein Verantwortungsbewusstsein eingeboren, das sich im Gewissen kundtut. Verantwortung, die er einer höheren Macht gegenüber zu vertreten hat. Sofern er sich dem Nihilismus nicht vollkommen verschrieben hat, besitzt der Mensch ein Ohr für die Stimme des Gewissens, das ihm bedeutet, der Güter seines Daseins zu sein. Diese Forderung aber scheint von einer transzendenten Macht auszugehen, die nicht etwa, wie der Primat die Begriffe, nur fordert, straft und rächt, sondern die auch begnadigt und liebt. So verbindet sich mit dem Gefühl der Brüderlichkeit zugleich das Gefühl der Kindheit des Menschen und seine Eingebetheit in die Liebe Gottes. Das religiöse Gefühl ist eines der Grundgefühle des Menschen. Der Nihilismus, der diese Verbundenheit des Menschen mit einer höheren Sphäre leugnet, löst den Menschen hinaus in die Einsamkeit, die ihm Angst bereitet.

So sehen wir, wie der Mensch heute in der Angst lebt, die ihm peinigt. Angst um des Lebens Sicherheit, die durch den Mangel an Vertrauen zu seinen Mitmenschen und ihrem Machtgebrauch entsteht, was den Angst zur Folge hat. Angst um die Unheimlichkeit der Verdrängung in eine anonyme Masse, die ihm seine Brüderlichkeit raubt. Angst aus seiner Glaubenslosigkeit, die ihn in die Einsamkeit eines bloßen Da-Seins stößt und ihn fernhält von einer höheren Verbundenheit. Dieser seelische Zustand des Einzelnen hat aber seinen Einfluss auf die Mitmenschen und auf die Atmosphäre, in der sie leben. Erst in der Verbundenheit des Menschen zu jener Sphäre, die über alles Erreichte ist, kann, so scheint es uns, der geistige Mensch der Gegenwart Ruhe finden. Erst in der mitmenschlichen Liebe, die in einer Gottesliebe gipfelt, die den Menschen aus der Einsamkeit erlöst und damit die Angst auslöst, wird auch der gegenmenschliche Haß überwunden.

Um das Frauenstimmrecht im Kanton Aargau

Wir entnehmen dem „Basler Nachrichten“ folgende Mitteilung aus dem Kanton Aargau:

„Wie ein Blick aus breiterm Himmel tönte am Schluss der ersten Ratssitzung des neuen Jahres die Mitteilung vom Präsidium, daß am 22. Januar die Behandlung der Frage des Frauenstimmrechts in Angriff genommen werden soll. Der unabhängige Domsold forderte, man solle bei dieser Gelegenheit eine Befürworterin und eine Gegnerin im Ratssaal sprechen lassen. Allgemeines Gelächter der aufstrebenden Ratsherren befehlte ihn, daß in der aargauischen Ratsliste das Schicksal der Vorlage wohl schon besiegelt ist, bevor nur das erste Wort darüber gesprochen wurde. Das Problem des Frauenstimm- und Wahlrechts soll nun also doch aktualisiert werden, trotz den negativen Einschüssen der vier Kantone, die sich bisher zu dieser Frage zu erklären hatten. Die erste Abteilung des Gesetzes für den Kampf um das Frauenstimmrecht und wohlrecht im Großen Rat genau vor einem Jahre hat ergeben, daß in unserem Kanton wieder Erneuerter hätte Widerstände aus allen Kreisen zu überwinden sind, um dem weiblichen Geschlecht zunächst nur in Gemeindegemeinschaften — wie es die Regierung beantragt — die politische Gleichberechtigung zu gewährleisten. Die hierfür eingesetzte Grobstratkommission entschied sich letztendlich mit 7 gegen 5 Stimmen für Eintritten auf die Stimmrechtsreform. Doch heute mag sie nach den Vorzeichen in den einzelnen Kantonen ihre Ansicht bereits revidiert haben, und wir stellen sicher keine schlechte Prognose, wenn wir heute schon behaupten, daß der Große Rat in der Frage des Frauenstimm-

rechts sein Urteil heute schon negativ beantwortet wird. Qui vivra verrat!

Das allgemeine Gelächter der aufstrebenden Ratsherren gegenüber einer ganz vernünftigen und gerechten, im Kanton Zürich auch durchgeführten Maßnahme deutet jedenfalls von vornherein an, in welchem Geist von gewisser Seite eine Frage diskutiert werden wird, die letzten Endes nicht nur eine Frauenfrage, sondern ein demokratisches Prinzip ist. Wir wünschen den Aargauerinnen Mut, Geduld, Laft, Gelächter und Humor für den Kampf.

20 Jahre Arbeitserziehungsanstalt Litikon A. A.

Wie aus dem Jahresbericht 1945 der kantonalen Arbeitserziehungsanstalt Litikon A. A. hervorgeht, konnte sie im Februar 1946 auf ihr 20jähriges Bestehen zurückblicken. Während der ganzen Zeit stand sie unter der vorbildlichen Führung von Herrn Direktor Gerber, der, zusammen mit seiner Gattin, sich mit großer Liebe und Menschlichkeit und mit einem unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen das Wohl der ihm anvertrauten Menschen zu fördern verstand. Wenn auch Rückschläge vorkamen und Direktor Gerber nicht allein in gleicher Weise helfen konnte, kann der Schatten doch nicht das große Licht verdrängen, das von Litikon ausgeht.

Um zu verstehen, weshalb außerordentlich gewogenes Entgegenkommen war, eine offene, allem Zwang abholde Arbeitserziehungsanstalt zu schaffen, müssen wir etwas über ihre Aufgaben wissen.

Die Arbeitserziehungsanstalt Litikon A. A. wurde 1926 auf Grund des 1925 erlassenen Verordnungsgegesetzes geschaffen. § 5 dieses Gesetzes lautet folgendermaßen:

„Personen vom zurückgelegten 18.—30. Altersjahr, die einen Gang zu Bergehen befinden, lieber als Arbeitserziehungsanstalt, oder voraussichtlich zur Arbeit erzogen werden können, sind in einer Arbeitserziehungsanstalt zu verlegen.“

Dazu ergänzend zitieren wir aus dem erwähnten Jahresbericht:

„Nicht die Schwachmünnigen werden zur Weiterbildung in die Arbeitserziehungsanstalt angemeldet, sondern jene Kategorie lebensumwandelnder Menschen, die man nicht als krank bezeichnen kann, die aber belohnt werden können, wenn sie in einer Arbeitserziehungsanstalt in der Lage sind, zu bestimmten, zu bestimmter in ihrer selbständigen Erziehung und Erwerbsfähigkeit gelangen. Da sie ohne Einsicht sind, müssen sie zu den Psychopathen gerechnet werden.“

Eine andere Gruppe von Psychopathen, die noch in die Arbeitserziehungsanstalt eingewiesen werden dürfen, sind mehr oder weniger nervöse Charaktere, veranlagte, verfallene, sich unfruchtbar fühlende und darum den Lebensschwierigkeiten ausweichende Menschen, die wegen ihrer Unfähigkeit nicht noch nicht in die Anstalt aufgenommen werden.

Ganz anders ist die Hauptgruppe der Zöglinge, die man schließlich als Heilte bezeichnen muß. Der Weg des geringsten Widerstandes ist für sie maßgebend.

Da nach dem Gesetze der Zweck der Anstalt der in der Anstalt darin besteht, die Zöglinge an ein geordnetes, tätiges Leben zu gewöhnen, stand Direktor Gerber vor der anpruchsvollen Aufgabe, den besten zu diesem Ziele führenden Weg zu suchen. Von Anfang an war es für ihn klar: Zwang und Strafe im Sinne von Vergeltung sind als Behandlungsmittel vollständig ausgeschlossen. „An Stelle der Strafe muß die positive erzieherische Maßnahme treten.“

Damit hat die Anstalt den Charakter einer reinen Erziehungsanstalt erhalten. Von Strafe dennoch nötig ist, darf sie die menschliche Würde des Betroffenen nicht verletzen. Er muß sie verstehen und auf Grund erster Selbstbestimmung, zu welcher man ihm Gelegenheit bietet, annehmen können.

Jede Art von Zwang in den erzieherischen Maßnahmen führt leicht zu einem Scheitern, der zu nichts gerinnt, sobald Druck und Drill aufhören. Was wirklich Wert und Befund haben soll, muß zum Besten der eigenen Seele geworden und innerlich gewachsen sein. Die Anordnung an die Schuld, die Kraft, den Mut und den Glauben des Erziehers ist bei dieser Berufsauffassung viel größer, als wenn dieser sich mit billigen Drill zufriedengeben würde. Weil Direktor Gerber den ihm anvertrauten Men-

schen nicht nur für den Augenblick und nicht nur oberflächlich helfen will, steht er den schweren Weg nicht. Das heißt es seinen Schülern, wenn sie sofort wieder halbtot wären, sobald sie die Anstalt verlassen hätten und nicht gehen hätten, das Gute aus eigenem Antrieb zu wollen? Sie wären armer als vorher.

All das, was für die Beeinflussung irgendwem in Frage kommt, die Gestaltung und Ausdehnung der Arbeit in Werkstatt, Landwirtschaft und Gärtnerei, die Freizeitschulung, die Kunstschulung der Angestellten, Theater- und Kongressbesuche, Reisen, die Ausstattung der Wohnräume, der Unterricht zur allgemeinen und beruflichen Weiterbildung, die Lehrkräfte, die Beachtung von Fest- und Gedenktagen, die Verpflegung, die Schöpfung und Wortverfälschung, das erzieherische Gespräch, die Aufforderung zur Selbstbestimmung im letzten Zimmer, alles hat nur den einen Sinn, dem jungen Menschen zum Sieg das Gute in ihm selbst zu helfen. Es wäre jeder noch so sorgfältig erogene Maßnahme aber sinnlos, wenn die Bereitschaft, sich ihrem Einfluss zu öffnen, nicht vorhanden wäre. Diese wird geschaffen durch eine Atmosphäre des Vertrauens, das vom Erzieher ausgeht. Die alte Wahrheit, daß der Erzieher der wichtigste Faktor im Erziehungsgeschehen ist, läßt sich nicht umstoßen. Indem er sich mit dem ganzen sittlichen Ernst dafür einsetzt, stets mit einem guten Beispiel voranzugehen, wirkt er mehr als jeder Erzieher. Er hat vor den Zöglingen nichts zu verbergen, alles teilt er mit ihnen und gibt ihnen so ihre Menschlichkeit wieder.

Die gesammelten Erfahrungen haben Direktor Gerber erkennen lassen, daß „alle Fehler, Irrtümern von hiesigen Lehren“ Ursachen sind. Meistens gerät der Mensch schon in der Jugend in ein falsches Geleise. Erzieher und Seelener müssen verstehen, sich mit dem verirrten Seelenleben des Betroffenen zu befassen, ihn zu verstehen, seine Konflikte auflösen und die falsche geleitete Gedanken- und Gefühlswelt umgestalten. Das Gefühl, ernst genommen zu werden, die Überzeugung, daß seine Liebe und Anteilnahme am Werke sind, hilft in vielen Fällen, das Vertrauen zu vertiefen und den Zögling der übrigen Maßnahmen gegenüber zugänglicher zu machen.

Der Jahresbericht — wir sehen von der Beschreibung der wirtschaftlichen Verhältnisse ab — vermittelt den unterschiedlichen Eindruck, daß ein Werk geschaffen wurde, das verdient, mit Besten Werk verglichen zu werden. Auch Pädagogie arbeitet auf Grund der gleichen Glauben an das Gute, selbst im schwierigsten Menschen, und der gleichen Überzeugung, daß die Tat mehr sei als das bloße Wort.

Mit seinen Bemühungen gibt Direktor Gerber die Richtung an, in welcher die Anstalt sich weiter entwickeln soll. Er weiß damit aber gleichzeitig der Erziehung im allgemeinen einen hoffnungsbereichernden Weg.

Schön Hoffnung und Glauben nicht mit dem Erfolg stehen und fallen, bedeutet letzteres doch eine Kraft und ein Licht und demnach den gesunkenen Mut wieder zu stärken. Wir freuen uns, daß dem Ehepaar Gerber dieser Trost zuteil wird.

„Diese Antworten sind schon eingegangen und es ist erfreulich, daraus zu ersehen, wie das Gute, das wir verloren glauben, nach Jahren doch keine und sich erhebt und Früchte trägt.“

Wichtig ist Direktor Gerber und seiner Gattin vorgetrieben sein, noch lange im Segen an der Anstalt wirken zu können, guten Samen zu säen und die Saat aufgehen zu sehen, nicht nur unter den Zöglingen, sondern auch in der weiten Öffentlichkeit zum Wohle unseres ganzen Volkes. Dr. E. Br.

Stimme aus dem Jenseits

In der letzten Nummer des Schweizer Frauenblattes wurde ein „berühmtes Ereignis“ gemeldet, das Schweizerische Volksblatt dem Hund 10 Millionen Franken zurückzahlen konnte von dem Defizit, das vor Jahren auch die Besitzer der Stammtafel schwer in Mitleidenschaft zog. Diese meist kleinen Sparer hätten jetzt im Alter und bei der großen Teuerung ihr damals eingekauftes Geld bitter nötig. Es wäre daher wirklich zu erwarten, daß ihre Stammtafel wieder aufgezogen würden, umhonorieren sie die fehlbaren jedoch gut stützten Verantwortlichen i. Z., wie man hörte, nicht oder nur zu geringer Wiedergutmachung angehalten wurden. Was sagen andere Leser und Lesenden dazu?

Politisches und Anderes

Der „Bericht des Bundesrates

über die Pressepolitik“ ist nun erschienen. Er legt Rechenschaft ab über die pressepolitischen Gegebenheiten der Kriegsjahre. Wir sehen daraus noch einmal, in welcher schwerer Lage sich damals die Schweiz und ihre Presse befand. Die Beschränkung der Pressefreiheit, die Funktion der so absolut unheimlichen und doch damals als notwendig betrachteten Pressezensur zur der schweren Zeit, der damals vom Dritten Reich auf die Schweiz verhängte Ausweisung wurde in noch viel höherem Maße ausgespielt werden wollen — dies und noch manches andere Interessante ist in dem sehr gut redigierten Bericht zu lesen. Einmal mehr wird die Macht der Presse als Informations- aber auch als Propagandamittel, erstlich, wird die Ohnmacht einer stark zensurierten Presse einem bewußt. Redaktoren und Journalisten, die sich damals für die geistige Verbesserung unseres Landes einsetzten (auch unter Blatztat in seinem belächelten Rahmen) erinnern sich, wie mancher Kampf um der Zensur auszuweichen war. Erstlich, wenn auch recht schonend gibt man im Bundesratlichen Bericht aus dem Departement von Herrn Bundesrat v. Steiner zu:

„Es hieße die Verhältnisse beschönigen, wollte man nicht offen zugeben, daß in Krisen, die nicht nur die Schweiz und von Anfang an die Entmachtung des Nationalsozialismus und seiner Methoden verfolgt und zu erkennen sich bemüht haben, über das Problem dieses Pressekrieges zum Teil irrtümliche Ansichten anzutreffen waren oder es heute noch sind. So gab es in der Schweiz viele Leute, die es lange nicht glauben konnten, daß in der Welt so viel Zug und Trug sein sollten, daß es Staatsmänner, die zu höchster Macht aufsteigen können, solche geben können, deren Wort nicht hätte Vertrauen eingekauft werden können.“

Santa Simpliciana hätte der Berichterstatter noch ausreden sollen. Doch nein; denn mit einem Satz Simpliciana der Geister war es ein Mangel an Sinn für Menschlichkeit, ein Sympathisieren mit dem Terrorregime, auch wenn man mußte, wie anschaubar die Mittel waren, die zu solchem Erfolge geführt hatten, ein Leistetren gegenüber dem Gewaltigen.

Zu Dänemark

Können von nun an Frauen, welche die erforderlichen theologischen Examina abgelegt haben, Parastatistiken annehmen. Wir freuen uns dieser Teilnahme und möchten nur wünschen, daß die schwedischen Kreise, die dafür verantwortlich sind, daß bei uns die Frauen noch so weitgehend vom Parastat fern gehalten werden, dem dänischen Beispiel folgen wollten.

Megane Kollontai

eine der bekanntesten Politikerinnen Rußlands, die während vieler Jahre in Stockholm russische Gesellschaften von, soll, wie weiter melde, demnach im Haag als russische Gesandtin in den Niederlanden ernannt werden.

Zimmer wieder

wird von den Nachbarn darauf hingewiesen, daß es eine wirksame Verteidigung gegen die Atom-bombe gäbe. Vor der Zürcher Studentenenschaft sprach Prof. U. r. n. Direktor des Instituts für Kernforschung an der Universität Chicago im gleichen Sinne aus. Er bekräftigte die internationale Kontrolle der Atomenergie, die von einer Initiative, wie die UNO, ausgeführt werden müßte. Doch müßte diese Initiative mit absoluter Autorität ausgestattet werden, die allein ihr die Durchführung einer solchen Aufgabe ermöglichen würde.

Meinere Vorlesung

das, wo immer wir ihm begegnen, nun uns als Augenweide, als Zeugnis hoher Kunst gemietet wird, dürfte von nun an für lange Zeit unerschöpfbar geworden sein: Die albertsche Porzellanmanufaktur in Meissen (Sachsen) ist in den Staatsbesitz der Sowjetunion übergegangen und die gesamte Produktion wird nach Rußland überführt. Ob die Fabrik in Deutschland bleibt oder nach Rußland verpackt wird, ist noch eine offene Frage. E. B.



Gruß des Lebens, sie ihm als Zeichen der Erneuerung, der Hoffnung zu bringen.

Sie stand vor der bekannten Tür. Sie klopfte, niemand öffnete. Sie lauschte. Sie hörte einen leisen Laut, den sie sich nicht erklären konnte, der sie jedoch nicht erschreckte. Sie rief, sie ließ mit dem Fuß an die Tür. Ohne Erfolg. Das Räuschen, Stöhnen oder was es war, ging immer weiter. Michaela ludte den Hausmeister, jemand mußte ihr öffnen. Sie fand ihn nicht. Der ganze Hauseingang stünde unter einem einzigen, lagten ihr die Leute, bei denen sie geschäftlich, er wohnte in einem oberen Haus und konnte sowohl erst am Abend heim. Michaela erklärte, warum es sich handelte. Ein alter Mann wollte mit seinen Schülern verhandeln und stieg mit ihr hinauf. Das Räuschen war schwächer geworden, doch immer noch hörbar. Der Mann verließ alle Schüffeln, die er bei sich trug, feiner schloß auf. Er läutete an verschiedenen Türen im Haus und ließ sich alle Schüffeln geben. Kinder, alte und junge Frauen kamen aus Neugierde mit. Michaela dachte sich ein Schüffeln, Michaela stürzte hinein. Hermann Hübner lag auf seinem Bett in Fieberglut, beängstigte Stöhnen und leuchtete seine Brust. Unendlich erlöst wurde — den Kopf und sah Michaela an, um langsam wieder die Augen zu schließen. Die Leute redeten leise, schüttelten ein wenig Kopf und schoben sich einen Arzt zu holen. Michaela hat darum, zum, zum, nachsten. Sie rückte sein verwundenes Bettzeug zurück, sie trachtete ihm die schweißnasse Stirne. Der Arzt kam bald und erkannte bei seiner Unterlückung eine schwere Lungenentzündung. Er entnahm seinen Koffer verschiedene Gegenstände, machte eine Spritze, gab

Pulver ein. Michaela ging ihm zur Hand wie sie konnte. Er verordnete Widel.

„Werden Sie das machen?“, fragte er Michaela. „Er braucht strenge Beaufsichtigung. Das Beste wäre Spital, doch kann ich ihn in seinem Zustand nicht transportieren. Können Sie bleiben?“

Michaela nickte. Was hätte sie auch anderes tun sollen? Wenn der Arzt für sie nicht gefragt hätte, wie hätte sie von seinem Bett weichen können? Sie hätte ihn allein lassen können eine ganze schwere Krankheitsnacht. Und so blieb sie allein bei ihm, als alle gingen. Es war ihr wie ein Traum. Sie machte alles, was der Arzt verordnet hatte. Kein milden Schein einer Wachtel, die sie gefunden hatte. Er wurde ruhiger als beim ersten Anblick. Zwischen zwei Handreichungen legte sie sich auf das kleine grüne Sofa und entschümmerte halb, bei der leichten Bewegung des Kranken fuhr sie auf zu tun, was nötig war. Als sie sich einmal eben wieder gelegt hatte, fielen ihr die ersten Schlafschümmen ein, denen sie kein Wasser geben hatte. Sie hatte so vieles verfallen. Jetzt wollte sie nichts mehr verfallen. Sie lastete wieder nach den Streichhölzern, machte abermals Licht, fand die kleinen Blumen auf dem Tisch, weiß und rosa, endlos eine Glühbirne, der ihr als kleine Lampe diente. Sie stellte ihn neben das Bett des Kranken. Er atmete noch schwer, doch gleichmäßig. Sie betratete sein schmales, obel geformtes Gesicht, die tief eingesunkenen Augen, die vorliegende Nase, den schmerzgezeichneten Mund bei ihrem flackernden kleinen Licht, und ein unendliches Ach um diesen Menschen zog in sie ein. „Aber sie nicht die Macht gehabt, die Leistung durch die

dunklen Gemalten von diesem garten Gebilde fernzuhalten, diesen edlen Geist zu schützen vor der Unterwelt, der er anheimgefallen war? Warum ist sie ihm so spät begegnet? Aber vielleicht ist die Rettung noch möglich. Nur dürfte sie nichts mehr verfallen.“

Gegen Morgen stellte sich wieder das Räuschen vom Vortrag ein, sein Gesicht erschien ganz eingefallen. Michaela ließ wieder den Arzt holen. Dieser gab dem Kranken wieder eine Spritze und unterwies Michaela in der Handhabung derselben. Michaela dachte wie in einem Traum. Zeit werden im Gefühl die Seiten aufgemacht, die Mädchen sind beschäftigt mit Bügen und Säuberarbeiten, die ersten Kunden stellen sich ein. Michaela „ht. Sie ist an einen anderen Posten gegeben. Sie muß den Ofen heizen. Tee kochen, Medizin eingeben, mit Widelstücken einen schmalen Leib umwinden.“

Sie sollte etwas in der Apotheke holen, ihr Geld reichte nicht mehr aus. Sie suchte nach Geld in der Wohnung und fand keines, nur ein paar kleine Münzen waren noch in seinem Geldbeutel. Sie mußte den Verlag, für den er arbeitete. Dort lag sicher Geld für ihn bereit, er hatte doch fleißig gearbeitet. Sie ludte die Bettel zusammen, die er wohl abzuheften hatte. Nicht mehr. Der Arzt war der Letzte ruhiger geworden. Michaela durfte ihn wohl etwas allein lassen. Sie bat die Frau, die unter ihm wohnte, ein wenig zu lauschen, sie hatte zwar zu machen, aber sie wollte doch einmal nach ihm sehen.

Am Gedächtnis wurde sie freundlich empfangen, doch die Gedächtnis verpasen sich, als sie ihr Anliegen vorbrachte. Dr. Hübner möchte einen Vorstoß? Mi-

chaela sagte, sie glaube, man wäre ihm wohl noch etwas schuldig, er habe doch wohl fleißig gearbeitet an ihr. „Abgeliefert habe er etwas, entgegenete man ihn, doch Arbeiten seien das nicht zu nennen. Ganz konfus stünden ihre Dinge durcheinander, und wenn man sie im Wert nachschäufte, so stümme überhaupt nichts. Dr. Hübner müsse eben eine sehr schlechte Zeit haben, das tenne man von ihm. Michaela sagte, er sei schwer erkrankt. Bei diesen Worten sah sie der Gefährtsführer, mit dem sie sprach, über die Brille an. Da wurde es wohl am besten, sich mit seinem Bruder in Verbindung zu setzen. Da er Michaela angetraute, daß ihr dessen Erfindung unbekannt war, schloß er vor, es abzunehmen. Schon ergriff er den Hörer, ein Fräulein ludte ihm rasch die Nummer mit flinken Fingern und Augen heraus, er redete schon in den Apparat, er erzählte oben zu seinem Bedauern, daß es dem Bruder schlecht ginge, nein, nicht nur das Gemächliche, eine ernsthafte Erkrankung. Er hörte auf die Antwort, wiederholte noch einige Da und Gemisch und erklärte Michaela, der Bruder müßte auf dem Laufenden gehalten werden, so wie er selber auch, er erwartete also ihren Anruf, wenn irgend eine Veränderung eintreten würde, er würde die Nachricht dann weiterleiten. Michaela hatte das lange Wortlein kaum ausgesprochen, wie acht es ihm? wie geht es ihm? die Frage war wie ein Blitz in ihrem Rücken, der sie sagte, Warum habe ich ihm nicht geschoben bei seiner Arbeit, das wäre möglich gewesen als Brot verkaufen, müßte sie immerfort denken. Sie fand ihn, wie sie ihn verlassen hatte. Den Geist schweifend, den Leib in Not. Es war wieder Zeit für Medizin, für einen Widel, Er ließ sich alles

Frauenparlament

Der Frühling tropft kühles Morgenlicht über das Häußlein in dem Gang geliebter Bauten, und in seiner Mitte etwas Trübseliges, dessen Helle endiändert der hitzige Wog, der das Dorfszentrum von Fleggia bildet.

Trotz der frühen Morgenzeit füllt Gelächter und heftiges Reden den Hof mit einer wilden Bewegung. Was in aller Welt ist geschehen? Frühaufsteher sind sie in aller Eile herbeigelaufen, aber das höchste am Aufschlagen von Törten Fensterläden wahrzunehmen oder am Rummeln in Fenestras Räder.

Einnmal mehr freute ich mich, daß mein hochgelegenes Zimmer über der Dorfmauer hinüber Sicht gewährt in das dörfliche Leben.

Ein Bild von bezaubernder Eigenart lohnt den Versuch auf Weiteblicken im warmen Bett.

Um Hellbunt der Morgenlichte stehen rings an den Hausmauern die Bauernkinder von Fleggia in ihren meist dunklen Kleidern, schwarze Tücher um den Kopf gefächelt, die gelben oder roten Hüden an der Mauer geklebt. Einige haben Rachen oder Seiten neben sich stehen. Die dunkle, schlankgestaltete, lebendige Gestalt jener ist einzeln die leise ins Licht wachsende Mauer. Das ist lebendig und, überdies, beweisen die heftig geklebten Stimmen. Es ist Gelächter, man kann es nicht anders nennen — aber irgendwie diszipliniertes Gelächter, wenn der Ausdruck flattert ist. Jede der Parlamentarierinnen steht in ihrem Platz: Rücken ans Fensterbrett der Dorfmauer, Gesicht den andern zugekehrt und nur die aufwendende Lungenkraft und die heftig bewegten Hände verraten den freiwilligen Grad der Reaktion.

Unausgesprochen ist es, daß die parlamentarischen Säule aneinander. Ganze Ketten durchspielen, teilen, überschneiden die Luft, hängen wie Gurtlenden zwischen den Mauern, halten wieder, werden ein taumelndes Gäh.

Es ist nicht anders als wie die Regen-Straßbäume in diesem südlichen Lande: heftig, ja wilden Laufen sie herüber, überfluten alles in kurzer Zeit — und sind wie weggeblasen, kaum daß man sich ihrer flüchtigen Macht bewußt geworden. — So auch hier:

„Oben! — „Mora! — „Tia! — „Und weg sind die bunten Schenken. Morgenlichte flüchten sich hinter dem Balcon zwischen den grauen Häusern, goldenes Licht wandert auf schrägen Fingern den Mauern entlang abwärts, ein ganzes Zimmer mit seinen schimmernden Reichtum in den Hof gesenkt — Licht und Wärme schütten ihre täglich neu beglückenden Gaben über das morgensüßes Tal.

Was hier in der Frühe sich abgespielt hat, ist wirklich eine Parlamentarische Gewohnheit. Die Frauen von Fleggia haben gemeinsame Sorgen, die beirathen und erledigt werden müssen. Dazu taugt der frühe Morgen. So kann der Tag in Ordnung beginnen, der gemeinsame Entscheid durchgeführt werden und im übrigen geht keine Zeit verloren.

Es ist heute der erste Oktober. Die Schafe, die den ganzen Sommer über und bis weit in den Herbst hinein auf den Weiden des Canal droffa oder Baro auf 1000 bis 1400 Meter Höhe ein unbefruchtetes Wanderleben geführt haben, gehütet und betreut durch die von den Frauen der Gemeinde angestellten Hüterinnen, sind zurückgekehrt, weil die Kinder zur Schule müssen. Sie werden auf den Alpen oberhalb des Dorfes weitergetrieben, aber das Amt des Hüters fällt jetzt den Frauen zu.

Wer hat nun den Anfang zu machen, wer führt weiter? Das waren die Traktanden in die dieser Morgenlichte zur Diskussion gekommen haben. Ein ungeheures Geseß bestimmt, daß jede Dorfbewohnerin in viele Tage hintereinander hüten muß, als sie Schafe hegt und daß das Amt reichum ausgeübt werden soll. Wer nicht hüten will, hat jemanden dafür anzustellen.

Einfach und logisch wird hier verfahren, mündlich und zeitig erörtert, rasch und selbstverständlich gehandelt.

Richt, daß es sich um Kleinigkeiten dreht. Die Schafe sind nicht wichtig, ihre Wollf ist wenig wertvoll. Bald werden sie geschoren sein, und dann liegen überall die geschorenen Wollf zum Trocknen aus, und nicht lange

Zu den selbstkritischen Betrachtungen über das Frauenstimmrecht

Die junge Schweigerin hat gewiß sehr vielen Frauen aus der Seele gesprochen. Der richtigen Erziehung der Kinder liegt nun wirklich das Wesentliche nicht nur zur Erlangung unsterblicher Rechte, sondern auch zur Erlangung des wahren Menschentums.

Damit aber eine Mutter ihre Kinder im rechten Sinne zu erziehen vermag, muß sie selber erzogen sein, und wenn ihre Eltern es daran fehlen ließen, muß sie das Bestmögliche selbst zu erreichen suchen. Selbstertennnis, Selbstbeziehung und eigenes, bewußtes Denken sind die hohen Aufgaben jedes Menschen; nur durch sie, die hoch unermüdbare, gewissenhafte Arbeit an sich gelangt der Mensch und insbesondere die Frau zur harmonischen Entwicklung der Persönlichkeit, zur Beseitigung des Wessens und damit zum eigentlichen Sinn des Lebens.

Doch wie unendlich vielen Menschen ist diese Einsicht gänzlich fremd oder verborgen. Unter ihnen sind unglückliche Mütter, die dann eben die Erziehung ihrer Kinder dem Geratemahl des Zufalls oder dem Leben selber überlassen. Sehr viele junge Menschen geraten dadurch in Unglück und Schuld, wovon sie durch eine weise Mutter hätten bewahrt werden können. Von verantwortungslosen Müttern wird auch die wunderbare Gabe, welche dem weiblichen Geschlecht gegeben ist, die Mutterliebe, durch eine unverständige Betätigung des Kindseins entwürdigt. Unglückliche Frauen betrachten ihr Neugeborenes nicht als ein Wesen für sich, sondern als ihr persönliches Eigentum, als etwas ganz ihren Angehörigen, das sie nun für manche Enttäuschungen in Liebe und Ehe entschädigen soll, und das sie mit ungemessenen Liebesbezeugungen überschütten. Keinen Augenblick denken sie daran, daß sie für dieses Kind verantwortlich sind, daß all ihr Tun und Lassen in dem für alle Eindrücke so empfindlichen Gemüt des Kindes haften bleiben. Was einem Kinde in seinen ersten Lebensjahren an Wort und Beispiel eingegeben wird, ist für sein ganzes Leben von entscheidendem Einfluß. Und das Kind hat eine ausgesprochenen Beobachtungsgabe, dem zweiten Lebensmonat an, viel früher als die Eltern es ahnen, lernt es, seine Umgebung richtig einzuschätzen und es versteht vorzüglich, schon früh seinen Willen durchzusetzen, wenn die Unernunft der Eltern es gestattet oder noch unterstützt. Aus Erfahrungen in Kinderpflege mag erwähnt werden, wie ein noch nicht sechs Monate altes Buben von Jörn seinen Schoppen nicht mehr trank, wenn er ihn nicht vor allen andern Kindern gereicht wurde; es ließ die mit den Schoppen zur Tür herein kommenden Schwester seinen Moment aus den Augen.

um zu sehen, ob sie nun wirklich zuerst zu ihm komme, und wenn das aus irgendwelchen Gründen nicht gelang, schrie er sich ganz blau und allemal, so daß uns geachteten Pflichten im ihm sein Wille manchmal durchdrückt werden mußte. Man darf daher mit der Erziehung nicht warten, bis die Kinder größer geworden sind, sondern muß vom ersten Tage an damit beginnen. So manche Mutter fragt auch, ob ist sogar stolz darauf, daß ihr Kind eben nichts ist, Sie ohne nicht, daß ihre eigene innere Unruhe, die Unzufriedenheit ihres Herzens den Grund zu dieser kindlichen Neurose bildet oder besser inangegesen gelegt hat, weil sie dem Kinde die so nötige Ruhe nicht gewährte, die besonders im Säuglingsalter unerlässlich ist, wenn das Kind an seiner geistigen und leiblichen Gesundheit Schaden leiden soll.

Dem allem kann nur aufrichtige Selbstertennnis und Selbstbeziehung abhelfen. Für eine Mutter heißt das aber auch nach Selbstbeziehung, weise Zurückhaltung im edelsten Eifer, in der Mutterliebe, damit sich nicht eine übertriebene, ungezügelt wachsende, sondern stets der Einsicht untergeordnet bleibe. Selbstlose Hingabe an das hohe Ziel, die Kinder zu wertvollen Gliedern menschlicher Gemeinschaft heranzubilden, muß das Tun einer Mutter sein. Nicht ohne Leidenschaft, nicht „emungslos“ Liebesheftentum, sondern weise Beherrschung in Gedanken an das Wohl des Kindes.

Nach auf eine andere Ursache des Widerstandes unterer Mütter, Ehepartner, Brüder und Freunde gegen das Mitpracherecht der Frau in Staats- und Gemeindegangeheiten muß hingewiesen werden. So mancher Mann muß zu Hause schwärmen, weil sich der Wille seiner Frau über Gebühr geltend macht. Solche Männer werden sich bis zum Tausenden gegen das Stimm- und Wahlrecht der Frauen wehren. Denn sie können wollen sie doch auch mitreden dürfen, und so mancher, im Grunde herzensgute Mann wird durch das befähigende Regieren und Recht-haben-wollen seiner Frau aus dem Hause getrieben; er sucht vielleicht zuerst nur widerwillig das Wirtshaus auf, fühlt sich dort aber bald mehr daheim als bei sich zu Hause, und wird nach und nach zum Trinker. Genuß kann gesagt werden, das seien an sich schwache, widerstandsfähige Menschen. Aber gerade sie hätten ein lebendes Einsehen und Nachgeben der Frau am allerwenigsten. Mehr als gewohnt und gewohnter Weise, liegt die Ursache so vieler unglücklicher Ehen im hemmungslosen Wesen der Frauen. Auch da gibt es kein anderes Mittel als Selbstertennnis und Selbstbeziehung. Die Frau muß im gegebenen Augenblick ihrem eigenen Willen, der auf ihr Eigennütze und Eigennütze ist, entsagen können. Ein fröhliches, liebevolles Nachgeben, auch dann, wenn sie im Recht wäre, meist etwas Verfügendes im männlichen Gemüt. Und gewiß gibt es auch in jedem Manne Liebesmerkmale und Achtung Gebietendes, wenn es nur aufrecht gelacht wird. Beide Ehepartner benötigen Liebe und Einsicht, um das Gegenseitige und Persönliche in ihren Charakteren auszugleichen. Aber vor allem ist es der Frau gegeben, durch ihre hingebende Liebe und ihre Einsicht das Glück ihrer Familie zu gründen und zu bewahren. D. E.

und verläßt man dann — sorgfältig tastend — nach Gründen zu suchen, die den Hausfrauen die Gleichberechtigung als eine „Hausfrauenqualerei“ erscheinen lassen, so läßt man dabei in den meisten Fällen auf ganz irrtümliche Auffassungen. Es scheint mir nicht unmöglich zu sein, einmal die Stellung der Hausfrau zur Frage der Gleichberechtigung ins klare Licht zu rücken.

Was die meisten Hausfrauen dazu bewegt, dem Frauenstimmrecht feindselig gegenüber zu sein, ist die Angst, man könnte ihnen mit der Stimmrechtsgebung und Gleichstellung mit dem Manne das Recht, „nur Hausfrau zu sein“, nehmen. Im Zusammenhang mit der Gleichberechtigung wird zuerst über das Tod der Hausfrau gesprochen und gelprochen und die Erklärung der Frau von all diesen Hausfrauenangelegenheiten wird in allen Tönen geäußert und verhandelt, so daß die Frauen, die in ihrem Haushalte ihre ganze Pflichterfüllung sehen und sich mit Liebe und Hingabe diesen Pflichten neigen, sich natürlich gegen die von der Gleichberechtigung abgelehnten fühlen. Ihr inneres Wesen ist mit solcher Freude an Heim gebunden, daß sie davon keine Verzeirung wünschen, sondern diese noch vertiefen wollen. Und meistens verdrücken sie mit dem Gedanken an Frauenstimmrecht die Verpflichtung einer politischen Tätigkeit, die sie nun wider ihre Neigungen entfalten sollen.

„Ich könnte mir nicht vorstellen, daß ich irgendwo ein Sekretat über politische Aktualitäten halten sollte“, ist mir schon oft bekannt worden. Und auf meine Antwort, daß dies ja gar nicht nötig sei, es könnte ja auch noch lange nicht jeder Mann politische Reden halten, hat es dann jeweils nachdenkliche Gesichter gegeben.

Viel zu wenig hat man bis jetzt in der Propaganda für das Frauenstimmrecht Rücksicht auf die Frau, die in erster Linie Hausfrau und Mutter sein

will, genommen. Im Gegenteil, man hat im Wesen eifer vielleicht, das Wohl der berufstätigen Frau gelingen und damit eigentlich die Hausfrauen als solche in ihrer Stellung degradieren. Der Umstand, daß bis jetzt die Hausangelegenheiten noch von keiner Organisation erfaßt werden konnten und auch nur mangelhaften Rücksicht genossen, mag die Mißachtung des Hausaltersbereichs richtig tadeln.

Die Gleichberechtigung der Frau soll absolut nicht dazu verwendet werden, um die dem Heime ganz ergebene Frau daraus zu vertreiben, nur weil es jetzt „Moden“ geworden ist, daß die gleichberechtigte Frau einen Beruf nachgeht. Es ist im Gegenteil darauf zu achten, daß der Frau, die ihre Aufgaben im Haushalt nicht, diese Aufgaben gewissenhaft aus zu einem Beruf gemacht werden, der in aller Öffentlichkeit als solcher Anerkennung findet.

Es wird schwierig sein, der Hausfrau einen eigentlichen Lohn für ihre Arbeit im Hause zu bezahlen. Doch eines wird möglich sein, daß ihre Tätigkeit gelblich bewertet wird. Inhand ihrer geleisteten Arbeit im Bereiche des Haushaltes soll ihr eine bestimmte Lohnsumme gutgeschrieben werden. Jeder Ehemann würde sicher haften, wieviel Verdienst seiner Frau durch ihre Betreibung der Familie eigentlich zuzurechnen sollte. Diese Art Anerkennung der geleisteten Dienste würde sich unbedingt günstig auf die Hausfrau auswirken. Einzelne Männererkenntnisgefühle könnten auf diese Weise bestimmt zum Verschwinden gebracht werden. Ja, ich behaupte sogar, daß manche Hausfrau dadurch eine ganz andere Einstellung zu ihrer Arbeit bekäme. Hat sie das Hausalters von jeher geliebt, so würde sie auf Grund der Lohnbestimmung die Verantwortung für ihre Tätigkeit noch freudiger auf sich nehmen und, was mir vor allem wichtig scheint, sie würde sich der berufstätigen Frau gegenüber nicht mehr zurückgesetzt fühlen.

Das Arbeiten im Haushalt zu einem Beruf erklären, will aber auch heißen, der Hausfrau einen Wert dieses Berufes im volkswirtschaftlichen Sektor klarzulegen. Sie wird — als Berufsmöglichkeit — auf so viel eher Interesse an den ausführenden Problemen finden, die ja im Grunde genommen auch ihre eigenen Probleme sind.

Ich selbst bin auch Hausfrau und Mutter, und ich habe mich schon lange zu der Erkenntnis durchgerungen, daß keine noch so gut bezahlte Tätigkeit außer Hause mir so viel Freude und moralische Genugung einbringen könnte, wie dies in der Gestaltung meines Haushaltes der Fall ist. Nützens könnte ich so frei und nach eigenem Ermessen schalten und walten wie daheim. Aber — und dieses Aber stellt die Forderung, die ich an alle Hausfrauen richten möchte — ich habe auch erkannt, daß der Hausalters die geliebten Kräfte der Hausfrau nicht total absorbieren darf. Gerade weil eine jede Familie volkswirtschaftliche Bedeutung besitzt, ist es wichtig, diese Bedeutung zu erkennen, ihr nachzugehen und darauf zu stoßen, daß eigentlich mit Hilfe der Frau und besonders auch der Hausfrau dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben neuer Impuls gegeben werden könnte.

Neue Geleise werden zur Abkürzung noch das Volk gebracht. Vielleicht wird auch das Referendum für die Alters- und Hinterlassenenversicherung ergreifen. Und, frage ich mich, wäre es nicht gut, wenn wir Frauen gerade bei dieser Gesetzesabstimmung unsere bestehende Stimme an der Urne abgeben könnten? In den meisten Fällen ist die Hausfrau ja die Verantwortliche des Haushaltes, sie weiß um seine große Bedeutung, um die vielen Sorgen, die sich an das Haushaltsgeld hängen, wenn der Lohn zu klein ist.

Wir sehen, die Hausfrau muß mitbestimmen, das Mitbestimmungsrecht in kürzester Frist zu erringen. Ein Brief-Bericht.

Die letzte Müllerin

Wie die „Basler Nachrichten“ melden, ist in der Nähe des Dorfes Miltor die letzte Müllerin des Landes gestorben, 80 Jahre alt. — Wie wenig kennen die Frauen selbst unsere kleinen Leiden einander und wie wenig wissen wir um ihre Berufe und ihr Tag.



Ernst's
 altbekannte Spezialität
Haserflöckli
 schnell kochend und immer
 in ausgezeichnetster Qualität

Hotel Augustinerhof
 St. Peterstrasse 8 • ZÜRICH • Tel. 257722
 Zentrale Lage
 Ruhiges, angenehmes Haus
 Belegliche Räume
 Gepflegte Küche
 Leitung: Schweizer Verband Volkshaus

ohne Bewußtsein geschehen. Der Tag verging, ihm folgte eine Nacht gleich der ersten.

Wie wieder der Morgen graute, war er in großer Angst und Altruismus, doch wieder als bisher. Er erinnerte sich Michaela mit Bewunderung. Er schien sich an etwas erinnern zu wollen, das er nicht zusammenbrachte. Dann fing er zu reden an, zwischen Hustenanfällen und Stöhnen. Tränen rannen über seine eingefallenen Wangen.

„Ich sollte eine Schale bringen, angefüllt mit Dank. Sie ist in meinen Händen zerbrochen. Das Mädchen Michaela trägt ihre ganze Schale, liebend, bildend, dankend. Ich habe den Drang zu ähnlicher Hingabe. Ich habe den Weg verfehlt. Die Liebe hat mich verführt. Zur Kunst schle ich die Kraft. Zum Götlichen den Zugang. Ich gar nicht mehr. Als ich Michaela hin, die hat ich zu legen verstanden. Aber es ist ein Glück, daß sie da ist, daß sie tut, was ich sollte. Keiner kann es dem anderen abnehmen, aber es ist ein Trost, daß es doch noch getan wird. Ich kann Gott nur die Scherben in meiner Hand zeigen, aber ich weiß auf die schöne Schale in ihren Händen hin, legte Gott und preise ihn also: Mein ist es nicht aber Dein. Die große Schale lautet wieder mächtig, übermächtig in Harmonie, mein kleines Glöcklein lautet mit, lautet mit, es hat wieder eine Stimme erlangt, der Sprung ist geheilt, es lautet, lautet mit. — Ich darf es betonen, ich bin nicht unwürdig, dieses Irge einem außer mir selber. — Die Rosen blühen, blühen überall.“

Er tastete mit den Händen über den Nachtkästchen, Michaela reichte ihm den kleinen Eierscherer mit den blühenden. Ein seltsamer Schein ging über sein Gesicht.

„Solche Blümchen gab es auf der Wiese, auf der ich spielte und fröhlich war, als Mutter noch über mich blickte. Solche Blümchen, Mutter machte Ketten und Kränze und tat sie uns Kindern um. Mutter, ich war dein Liebling, erkennst du mich noch? Doch ich nicht wieder ein Kettlein um mich keinen lieblichen Blumen, weiß und rosa, Mutter, Mutter, wo bist du? Dein Liebling weint, er hat sich wohl getan, Mutter, wo weh...“

Er sank vor Schwäche zurück, die Atemnot war wieder groß, die Schmerzen wuchsen, eine Spritze brachte keine Erleichterung. Der Arzt kam und sagte Michaela, es handle sich nur noch um Stunden, sie solle auch etwas ruhen. Doch Michaela ließ wieder eine ganze Nacht wachend an seinem Bett, weinend, helfend, tragend, bis er verstorben war, wie ihr gelohnt. Der Arzt fand am Morgen nichts mehr zu tun, er wußte, daß er ein Mann dämmern gemieden, einen leisen Berstern, Verirren. Und doch ging es noch einen ganzen Tag bis zum Abend, dann war Michaela allein mit einem Toten. Es war ein Einschlafen mehr gemessen als ein Kampf, ein sich Verhaufen, Bergehen. Michaela betete neben seinem Bett stand, wie sie es schon seit Stunden getan hatte, dann fiel ihr ein, sie sollte dem Verlaß befehlen geben, daß der Bruder benachrichtigt werde. Doch war es heute zu spät. So schliefte sie die letzte Kerze an, die sie noch im Nachtkästchen gefunden hatte, und machte sich eine Nacht.

Von Morgen telefonierte sie, darauf ging sie noch einmal zu ihm hinauf. Der Bruder kam mit seiner Frau. Er gännte dem Toten sein Teil, die Wäsche, die Erlösung zugleich war. Er fragte Michaela, wie sie

dazu gekommen sei, ihn zu pflegen? Sie erzählte etwas, was weder er noch seine Frau recht verstanden. Sie waren gepflegte, elegante Menschen, die nicht in diese Armutslage fallen konnten. Michaela sagte, sie müsse heimgehen, es war ihnen recht, sie hätten ohnehin noch allerlei hier zu tun, die Todesanzeige aufsetzen, das Inventar aufnehmen und anderes. Michaela gerrate sich kaum einen letzten Blick auf den Toten zu werfen. Sie fuhr den weiten Weg ans andere Ende der Stadt. Sie hörte, wie ein junges Mädchen zu seinem Begleiter sagte:

„Die sieht aus wie aus dem Weinhaus entpflanzten.“ Michaela mußte nicht lächer, ob sie gemeint war, es war ihr auch gleichgültig, wie sie ausah. Sie wollte nichts als schlafen. So wollte sie endlich die fünf Treppen zu ihrem Zimmer hinauf. Sie wollte ausdrücken, wie sie Tage die fortgehen war, sie kam nicht zurück. Sie zog sich aus und legte sich schlafen. Gegen Abend klopfte es an ihre Tür, sie rief Ja, sagte sich auf und begann sich, wie sie war.

„Fräulein Michaela, find Sie da?“

Es war die Stimme ihrer Hausfrau.

„Ich öffne gleich“, rief Michaela und wartete sich etwas.

„Und Sie zurück“, sagte die Frau, „endlich? Wie haben Sie sich Angst gemacht. Was war denn los?“ Michaela sagte sich wieder. Sie fragte:

„So haben Sie gemeint, daß ich fort war? Wir sehen uns doch oft Tage nicht.“

Die Frau erwiderte:

„Das ist wahr. Ich wurde auch erst aufmerksam, als ich von der Bäckerin ans Telefon gerufen wurde,

müde Sie unentschuldig fehlten? Ich geriet in Sorge. Die Junge am Telefon sagte mir, Sie seien lieber bei dem Herrn mit dem Gut. Ich verstand die nicht. Sie erklärte mir etwas. Ich glaubte ihr nicht. Ich war in solcher Angst, ich klopfte jeden Abend, wenn ich von der Arbeit heimkam, ob Sie da seien.“

Michaela erwiderte:

„Ich war doch bei einem Herrn.“ Sie verdrückte der Frau alles zu erklären und war froh, daß ein anderer Mensch mit ihr dieses Geseß, Schmere alles jetzt mußte. Die Frau meinte, es sei gut, daß es zu diesem Ende gekommen sei, nur werde sie sich nun eine neue Stelle finden müssen. Wahrscheinlich ist eine andere angelegt worden, Michaela legte sich wieder zurück, sie mußte schlafen, nichts als schlafen.

Die Frau sagte für. Sie schenkte ihr Milch und Brot. Sie sah am anderen Tag die Zeitungen durch nach der Todesanzeige, denn Michaela wollte zur Beerdigung gehen.

Es regnete in Strömen. Mehr Menschen als Michaela gedacht hatte, waren in der Leichenhalle versammelt. Als sich der Zug in Bewegung legte, ging Michaela zur achterste. Sie sah den schwarzen Wagen mit den Rängen vor sich schweben. Sie sah sein Gesicht vor sich, wie es sich im Lichte veränderte hatte, als die Spuren der letzten Anstrengung geschwunden waren und es sich im Frieden auflöste. Sein ganzes geistiges Wesen schloß sich geschlossen. Warum hat es nicht im Leben so sein können? Michaela dachte an alle Gefühle von Männern, die sie kannte, trines hatte alle Möglichkeit, nur das keine. Aber er hatte daraus eine Masse von Stille und Trauer gemacht.

liches Ringen um die Erfüllung ihrer mannigfachen Pflichten. „Alle Weiberinnen des Tales sind nun durch elektrische Betriebe ersetzt worden“, meldet die Zeitung weiter. Wie wird dieser Frau gemein sein, als ihr, die wohl wie die meisten ihrer ländlichen Schwestern bis ins hohe Alter von unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit befeuert war, die geliebte Arbeit durch die moderne Technik entzogen wurde! Die letzte Mälerin des Tales — wie viel hätte sie zu jagen gemocht, wäre sie darum befragt worden! Mit den Bergbauernfamilien, die einen Teil ihrer wenigen Ackerde mit Brogetrieden anbauen, wird sie sich in den Jahren ganz Einteil geteilt und wird mit ihnen bekümmert die mageren durchgemachten haben. (Welche den Städterinnen kaum bekannte Sorgen die „mageren Jahre“ für eine Landschaft bedeuten, hat uns in der letzten Nummer des „Frauenblattes“ der Artikel einer Bäuerin „Zu der diesjährigen Getreideabnahme“ wieder einmal zum Bewusstsein gebracht.) Von jedem Saal Korn, der unter „Leiten Mälerin ihres Tales“ zum Mahlen herangezogen wurde, wird sie den Eigentümer gekannt und wird ihm wohl, das ihr Mühe aus dem Korn gewonnen, gute Wünsche für ihn und seine Familie mitgegeben haben, wohl wissend, was ein einziger Saal des kostbaren „weißen Staubes“ für eine Familie bedeute. Das Wasser ihrer Mühle mag ihrem Herzen wieder der Trauer um den jenseitigen Gatten und vielleicht auch solche der Freude über Kinder und Enkel gelungen haben. Daß uns eine Wälderin Dichterin das Leben einer solchen Mälerin aus nun vergangenem Zeit schildern möchte! Sie würde wohl ein Bild der Geschichte des ganzen Tales, eines der verdorbenen und doch so wertvollen Tales unserer Schweizer Heimat werden.

Als Stagiare in Ausland

In den Jahren 1935—1939 hatte die Schweiz Stagiare-Abkommen mit verschiedenen Ländern abgeschlossen, die es jungen Leuten beiderlei Geschlechts erlaubten, während eines Jahres im Ausland eine beliebige Stelle in ihrem Beruf anzunehmen. Diese Vereinbarungen gerieten während des Krieges in Vergessenheit, können jetzt aber dank den Bemühungen des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit wieder angewendet werden. Der schweizerische Arbeitsmarkt vermag zwar alle Arbeitskräfte zu beschäftigen, und die Auswanderung wird gegenwärtig von den Arbeitgebern keineswegs begrüßt. Aber auf lange Sicht betrachtet, ist es für die berufliche und menschliche Entwicklung der jungen Leute von großem Wert, wenn sie Gelegenheit erhalten, ihre beruflichen Kenntnisse zu erweitern, Sprachen zu lernen, sich mit ausländischen Gebräuchen und Arbeitsmethoden vertraut zu machen und ganz allgemein den Gesichtskreis zu erweitern. Aber auch unsere Wirtschaft, die ja zu einem guten Teil auf die Beziehungen zum Ausland angewiesen ist, hat Gewinn davon, indem sie Personal bekommt, das die Sprachen, die Sitten und Gebräuche des Auslandes kennt. Aus diesen Überlegungen heraus haben sich unsere Behörden bemüht, die einem Ausland-Aufenthalt heute noch entgegenstehenden erheblichen Schwierigkeiten durch Stagiare-Vereinbarungen zu überwinden. Voraussetzung ist, daß die Schweiz Gegenrecht hält und ihrerseits einer beschränkten Anzahl junger Ausländer die Möglichkeit gibt, in der Schweiz eine Arbeitsstelle anzunehmen.

Stagiare-Abkommen sind abgeschlossen worden mit Frankreich, Belgien und Holland, während mit Schweden Verhandlungen über den Abschluß eines solchen gegenseitigen Vereinbarung laufen. Diese Vereinbarungen mit den erwähnten Ländern sind anwendbar auf Berufstätige aus der Industrie, dem Handel und der

Landwirtschaft. Stagiare sollten ihre Studien- oder Vorträge beendet haben, jedoch nicht über 30 Jahre alt sein. Sie erhalten die Bewilligung zur Stellenaufnahme für ein Jahr, und sobald die vollwertige Arbeit leisten, sollen sie nach den orts- und berufsrechtlichen Bedingungen einmündig werden. Solonäre, die keine Entschädigung erhalten oder junge Leute, die nur Schulen und Kurse besuchen wollen, werden nicht als Stagiare zugelassen.

Junge Schweizer und Schweizerinnen, die in Frankreich, Belgien oder Holland eine Arbeitsstelle zur Verwirklichung ihrer sprachlichen und beruflichen Kenntnisse annehmen wollen, müssen selber eine solche Stelle finden. Es gibt dafür verschiedene Wege: direkte Anfrage bei ausländischen Firmen, eventuell unter Ausnutzung von Beziehungen schweizerischer ausländischer Firmen, Inserate in der Tages- und Fachpresse, Anweisung bei den Stellenvermittlungen der Berufsverbände oder bei den großen paritätischen Stellenvermittlungen. Auch die Schweiz, Kommission für den Austausch von Stagiaren mit dem Ausland, Zentralstelle in Baden, ist behilflich, sofern eigene Bemühungen erfolglos bleiben. Wenn die Stelle gefunden ist, muß ein Gesuch um Erteilung der Aufenthalt- und Arbeitsbewilligung an das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, Sektion für Arbeitskraft und Auswanderung, Bern, Brändstrasse 60, gerichtet werden. Dieses Amt gibt Auskunft über die vorgeschriebene formelle Abfassung des Gesuches und die erforderlichen Beilegen.

Die Stagiare-Abkommen sehen ausdrücklich die Berücksichtigung von jungen Leuten beiderlei Geschlechts vor. Wir ermuntern insbesondere junge Bäuerinnen, Verkäuferinnen und Hotelkellnerinnen, von dieser Möglichkeit eines Ausland-Aufenthaltes Gebrauch zu machen.

Kleine Rundschau

Tausend Schweizerkinder

500 Knaben und 500 Mädchen, haben acht Tage herrliche Stiften in den beiden Lagern verbracht, welche der schweizerische Stiften für die durchgeführte. Nun schon seit mehreren Jahren ist diese lobliche Einrichtung geschaffen, die jährlich tausend kleinen Gästen eine unvergessliche Erinnerung, ein beginnendes Vertrautwerden mit dem Stiften und das Erlebnis der Kameradschaft vermittelt. Lagerleiter und Leiterinnen, Stiftenkonferenzen und Anführerinnen und alle anderen Begleit- und Aufsichtspersonen sind dabei ehrenamtlich tätig und tragen so dazu bei, daß der Stiftenband diesen Kleinen herzlich junger Gäste aus allen Landestellen und Volksschichten einladen kann.

Militärkommission der CSJM

Unter dem Leitwort „Zwischen Krieg und Frieden“ erstattet Sekretär Willi Hub, Bern, den 21. Jahresbericht der Militärkommission der Christlichen Schweiz für das letzte Kriegsjahr 1945. Nach wurden 25 107 Briefe verfaßt und über vier Millionen Briefbogen und Umschläge aber auch viertausend Bücher, Bibeln und Bibelteile unentgeltlich abgegeben. Der Dienst der CSJM geht weiter, wenn auch nur kleine Teile unserer Armee unter den Waffen stehen, so bleibt für die Militärkommission der CSJM, wie nach dem ersten Weltkrieg eine Aufgabe zu erfüllen. Das Ende des Weltkrieges brachte in Bezug auf die Soldatenhäuser manche Veränderung. Ein Teil der Häuser, wie z. B. das jüngste Gebäude „General Guisan“ auf dem

St. Gotthard und das Haus „Giuseppe Motta“ in der Festung Altdorf dienen weiterhin Refugien für Soldaten. Das ständige Soldatenhaus bei der neuen Kaserne Vitznau bereitet unaufhörlich häusliche Sorgen für eine neue Dachkonstruktion werden 20 000 Fr. benötigt. Andere Soldatenhäuser dienen vorübergehend der Jugendarbeit des CSJM, können aber jederzeit der Truppe zur Verfügung gestellt werden. Ein transportables Soldatenhaus dient sogar als Notmehnung, ein anderes als Gottesdiensthalle der reformierten Kirchgemeinde Freiburg.

Abschließend bemerkt der Berichterstatter: „Unser Welt steht zwischen Krieg und Frieden; doch fühlt jeder, daß es noch viel näher beim Krieg, als beim Frieden steht. In dieser spannungsgeladenen Welt hat der CSJM mit seiner ganzen Arbeit die ihm übertragene Aufgabe durch Wort und Tat unter jungen Männern zu tragen als eine Botchaft des mähren Friedens. So ist, daß er dazu bereit und fähig ist, besonders auch unter den jungen Männern im Wehrdienst! Wir bitten deshalb auch jetzt, wo viele es nicht mehr aktuell finden, den Dienst für die Soldaten nicht vergessen zu wollen, der vom CSJM auch heute noch erwartet wird! — Die CSJM-Militär-Kommission bleibt auf dem Posten!“

Ein großes Kinderdorf

Schon mehr eine Kinder-Stadt ist in St. Maria di Leuca, in Italien geplant, denn sie soll 10 000 Kriegswaisen Heimat bieten. Die Mittel werden von Gönnern, an ihrer Spitze Frau Eleanor Roosevelt, aufgebracht.

Das Ende der „Kaiser-Verehrung“ in Japan

Nach der neuen Staatsverfassung Japans wird Kaiser Hirohito nicht mehr als ein Gott verehrt. In einem feierlichen Akt vor dem Parlament entwarf der Kaiser in aller Form seiner Göttlichkeit. Das ist für die christliche Bewegung in Japan von großer Bedeutung, denn nun können die Christen von Gott sprechen, ohne einen Zusammenstoß mit der Regierung befürchten zu müssen.

Veranstaltungen

„Heim“ Reutkirch a. d. Thur

Vorbereitungshaus für Mädchen

Mitte April bis Mitte Oktober: Sommerkurs (Alter 18 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeit in Haus, Küche, Kinderstube und Garten. — Leben und Aufgaben des jungen Mädchens, der Frau, Mutter und der Staatsbürgerin. Bepredigung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen, Wandern, Beschäftigungen von Betrieben aller Art. — Helfen bei Nachbarn und wo es not tut. — Das „Heim“ will die Mädchen in gemeinsamer Arbeit und Befahrung wecken und fähig machen in ihrer Verantwortung gegenüber sich selbst und ihrem Schicksal, sowie Familie und Beruf, Volk und Staat und auch den allgemeinen Aufgaben unserer Zeit.

Von Ende April an: Einführungskurs in Haushalt und Hausdienst für Mädchen im Alter von 14—17 Jahren. Dauer: 3 Monate. Ferienwoche für Männer und Frauen unter Leitung von Fräulein Martenmeier, Juli und Oktober. Die Programme werden später bekanntgegeben. — Prospekte und nähere Auskunft sind zu erhalten bei Didi Blumer.

Jüdischer Synagogenclub Rämistrasse 26, Montag, 20. Januar, 17 Uhr: Musikfaktion. Die Verantwortung des Konserkanten fremden Sprachen gegenüber, speziell der französischen. Vortrag von Rola Barlan-Opienka, aus Morges. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Jüdischer Frauenzentrals Mittwochs, den 22. Januar 1947, 14.30 Uhr, im Synagogenclub, Zürich, Rämistrasse 26: Mitglieder- und Delegiertenversammlung. — Erste Erfahrungen des schweizerischen Frauenzentrals. Frau M. Jodeli-Göb, Präsidentin der Abteilung II für soziale und wirtschaftliche Aufgaben. Vortrag von Fräulein Rola Göttscheim, Basel: „Der Sinn des Wintermenschen“.

Basel: Lecture in English. Under the patronage of the British Consul-General in Basel, a lecture will be given at the Kaufmännischer Verein, Aeschengraben 13, at 8.30 p. m., on Thursday 23rd January, 1947 by Mrs. R. HON. MARGARET BONDFIELD „Women in British Public Life“. Admission: Fr. 1.10 (incl. Tax). Tickets may be obtained from: Hug & Co., Freiestrasse 70a, and at the door.

Bern: Frauenstimmrechtsverein. Vortrag: „Einfluss aus dem dritten schweizerischen Frauenkongress“. Am Samstag, den 26. Januar 1947, von 9.30—12 Uhr und von 14 bis 16.30 Uhr, im Vereinslokal Zeughausgasse 41, veranstaltet der Bernische Frauenbund sechs Vorträge:

Dr. M. Schwarz-Gagg spricht über Mutterschaftsversicherung (normative). Anna Martin spricht über Grundrissgedanken zur Bewertung der Frauenarbeit (normative). Helene Stutz spricht über Lebensgestaltung der unversicherten Berufstätigen (normative). Dr. E. Lehmann, lic. rer. pol., spricht über Die Grenzen ökonomischer, die Frauen (normative). Rola Neuenhämmerer spricht über Heimbildung (normative). Dr. E. Bing-Wagner spricht über Der Film als kulturelles Problem und als kulturelle Aufgabe der Frau (normative).

Tagestarke Fr. 2.—, halbstündig Fr. 1.50. Anmeldung: Bern, Frauenbund, Sekretariat. — Wir freuen uns, zu diesen Vorträgen herzlich einzuladen, und wir möchten Ihnen den Besuch dieser Vorträge ausdrücklich empfehlen. (Bitte Inserate beachten!)

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Die Kunst, Kranke zu besuchen“ ist der Titel der Frauenstunde, die Montag, den 20. Januar, um 16 Uhr zu hören ist. In der halben Stunde der Frau werden die Themen „Mütterkulturen, eine Notwendigkeit“ — Besuch in der neuen Zürcher Mütterkulturen — behandelt. In der Sendung „Mütter und probieren“ wird Donnerstag, den 23. Januar, um 13.45 Uhr, über „Gesundheitsfragen“ — sehr aus Sorg zur Sache! — das Rezept“ gesprochen und am Montag, um 16.10 Uhr, steht die Stunde für die Frau unter dem Motto „Altag im Winter“. Erabi Greiner besucht mit dem Winterhof eine Hausmutter in Guggisberg. Schließlich wird Freitag, den 24. Januar, um 16 Uhr, über „Kochrezepte“ berichtet, die als Frau zur Zeit Befreiung im Sinne und Geist Ihres Vorbildes gewirkt hat.

Redaktion

Frau Cl. Studer u. Goumouss, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Elise Jüblin-Eppler, Kilsberg (Zürich)



Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne Dampfkocheopf „Securo“
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!



SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH

Näschelerstr. 44

Tel. 25 37 40

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie

Zürich 1

Schützengasse 7

Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7

Telephon 27 48 88

Manz & Co.

Kolonialwaren

Zürich 1

Zähringerstrasse 24

Telephon 32 17 56

Fabrikation von Konfi-
turen und butterhaltigen
Kochfetten

**Insulieren
bringt
Gewinn**



Der heimliche
Teerraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. WERTSCH, SOHN
ZÜRICH

Kleiderstube der Winterhilfe

Telephon 23 86 00 • Schulhausstrasse 62 • Zürich

Es werden auch flüchbedürftige Kleider angenommen



für die rationelle Schönheitspflege
verjüngen, erfrischen, reinigen,
pflegen und parfümieren die Haut
in Apotheken, Drogerien, Parfümerien und
beim guten Coiffeur

SCHAFFHAUSER WOLLE



Denken Sie

bei ihren Vergabungen von
Kleidern, Wäsche, Säuglings-
wäsche und Schuhen an die
unter der Teuerung leidenden
einhelmischen Familien und
Alleinstehenden.

Alkoholfreies Restaurant

Zur Münz

Münzplatz 3 (mittlere Bahnhofstr.)

Zürich

Sorgfältig geführte Küche
Vorzüglicher Kaffee

Leitung: Th. Palmy

Das Vertrauenshaus für

**BETT-
TISCH- und
KUCHENWASCHE**
in Leinen und Halbleinen

Leinenweberei Bern AG, Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

Parfumerien
Puderdosen
Bürstengarnituren
von

Weber-Strickler
Bahnhofstrasse 40, Zürich

Lehrtochter gesucht in erstklassige

Kunst-Stopferei

F. Houssener-Müller, Limmatquai 72, Zürich 4